

Berufsausbildung und Gewalttäterschaft – Einige kriminologische Anmerkungen

Dirk Baier

Einleitung

Wenn Jugendliche die Schule verlassen und eine Berufsausbildung beginnen bzw. auf der Suche nach einer Lehrstelle sind, sind sie durchschnittlich 16 oder 17 Jahre alt. Werfen wir einen Blick in die Polizeiliche Kriminalstatistik, in der alle angezeigten Straftaten erfasst werden, so zeigt sich für diese Altersgruppe die höchste Kriminalitätsbelastung. Insbesondere Gewaltdelikte werden von Personen in diesem Alter am häufigsten ausgeführt. So wurden im Jahr 2009 1,2 % der Jugendlichen bzw. Heranwachsenden (14 bis 20 Jahre) wegen eines Gewaltdeliktes polizeilich registriert, bei den Jungerwachsenen (bis 24 Jahre) sind dies nur noch 0,8 %, bei den ab 30-Jährigen nur noch 0,1 %. Auch andere Datenquellen bestätigen, dass die Altersgruppe des »Übergangs« in kriminologischer Hinsicht besonders auffällig ist.

Diese Alters-Kriminalitäts-Kurve ist keine Spezifikum Deutschlands oder der heutigen Zeit (vgl. u. a. Heinz 2006, S. 17 ff). Auch in früheren Zeiten und in anderen Gesellschaften ist es die Jugend, die durch kriminelles Verhalten in Erscheinung tritt. Erklärt wird dies mit ihrer besonderen entwicklungspsychologischen Situation (vgl. Reinders 2003): Jugendliche befinden sich ganz allgemein in einem Prozess des Übergangs, weg von den vorgeschriebenen, kindlichen Verhaltensrollen hin zu eigenverantwortlichen Erwachsenen. Was sich in jüngerer Zeit hinsichtlich dieser Phase verändert hat, ist, dass der Stellenwert dieser Phase gewachsen ist. Er hat sich zeitlich ausgedehnt; nicht selten wird das Ende der Jugendphase heute mit dem 25. oder einem noch älteren Lebensjahr gleichgesetzt. Die Jugendphase hat sich aber auch inhaltlich verändert: Die Jugend hat sich durch

ihre Sprache, ihre Freizeitgestaltung, Kleidungsstile usw. als eine höchst eigenständige Phase etabliert, in der das Sich-nicht-festlegen-Wollen, das Sich-Ausprobieren einen hohen Stellenwert genießt. Das Finden einer Identität wird durch diese Bedeutsamkeitssteigerung der Jugendphase aufgeschoben oder erschwert. Sich abweichend oder sich delinquent in dieser Phase zu verhalten, ist grundsätzlich nicht ungewöhnlich, sondern Teil der Identitätsfindung. Anhand der auf Grenzüberschreitungen folgenden Sanktionen lernen die Jugendlichen, welche Verhaltensweisen erlaubt sind und welche nicht; dies können sie in ihre Identität integrieren.

Beruf und Gewalt: Kriminologische Erkenntnisse

Nichtsdestotrotz weisen nicht alle Jugendlichen das gleiche Risiko gewalttätigen Verhaltens auf, was die Frage nach den Risiko- bzw. Schutzfaktoren hervorruft. Die kriminologische Forschung hat in der Vergangenheit zahlreiche Bedingungsfaktoren des Gewaltverhaltens untersucht (vgl. für eine Übersicht Baier 2011). Als sehr relevant haben sich u. a. der Kontakt mit delinquenten Freunden, die Erfahrung innerfamiliärer Gewalt, der Gewaltmedienkonsum und verschiedene Persönlichkeitseigenschaften (z. B. niedrige Selbstkontrolle) erwiesen. Inwieweit die Berufsausbildung, das Finden eines Ausbildungsplatzes bzw. das Finden einer Arbeitsstelle gewaltvorbeugend wirkt, wurde bislang allerdings nur selten untersucht.

Zwei Sichtweisen können bzgl. des Zusammenhangs von Beruf und Gewalt unterschieden werden. Die erste Sichtweise, die auch meist in der Öffentlichkeit zu finden ist, geht davon, dass das Finden einer Lehrstelle und später das Finden einer Arbeitsstelle kriminalpräventive Effekte hat. Diese Sichtweise speist sich u. a. aus dem Befund, dass – je nach Studie – die Hälfte oder ein noch höherer Anteil der Strafgefangenen keine abgeschlossene Berufsausbildung hat; entsprechend niedrig ist auch das Bildungsniveau der Strafgefangenen (vgl. u. a. Enzmann/Greve 2001). In der Allgemeinbevölkerung liegt der Anteil an Personen ohne abgeschlossene Berufsausbildung nur etwa halb so hoch; bei einem Vergleich derselben Altersgruppen – die Population der Strafgefangenen ist durchschnittlich jünger als die Gesamtbevölkerung – würde die Diskrepanz sogar noch höher ausfallen. Unterschiedliche Studien zeigen zudem immer wieder, dass Förder- und Hauptschüler häufiger mit der Ausübung von Gewalttaten in Erscheinung treten als bspw. Gymnasiasten (vgl. Baier et al. 2009, S. 64 ff); diese beiden Schülergruppen sind es zugleich, die besonderen Schwierigkeiten beim Übergang in die Berufsausbildung und den Beruf ausgesetzt sind.

Die zweite Sichtweise geht davon aus, dass es zwischen der Berufsausbildung und dem Gewaltverhalten keinen systematischen Zusammenhang gibt. Einige empirische Befunde stützen diese Sichtweise. So hat es in den letzten zehn Jahren nachweislich einen Rückgang des Gewaltverhaltens unter Jugendlichen und Heranwachsenden gegeben, in einer Zeit also, in der sich die Ausbildungssituation nicht verbessert hat; die Arbeitslosenrate unter Jugendlichen ist in dieser Zeit weitestgehend konstant geblieben. Befunde wiederholt durchgeführter Schülerbefragungen zeigen, dass der Anteil an Schülern, die in den zurückliegenden zwölf Monaten mindestens eine Gewalttat ausgeführt haben, um ca. ein Sechstel

gesunken ist. Auch die Polizeilichen Kriminalstatistiken belegen sei 2007 einen Rückgang in der Gewaltkriminalität Jugendlicher (vgl. zusammenfassend Baier 2011 a).

Der Befund, dass die Strafgefangenen deutlich seltener als die Allgemeinbevölkerung über einen Ausbildungsabschluss verfügen, wird in dieser Sichtweise als negativer Selektionseffekt interpretiert. Tätern, die nicht über eine Berufsabschluss oder eine Arbeitsstelle verfügen, wird im Strafverfahren seltener eine positive Sozialprognose erstellt. Die fehlende Bindung an das Arbeitssystem wird ihnen als Nachteil ausgelegt, weshalb sie häufiger Freiheitsstrafen erhalten. Fehlende Ausbildung und Arbeit führen also nicht zu einer erhöhten Bereitschaft, Straftaten zu begehen; sie führt im Prozess der Strafverfolgung aber häufiger zu einer Stigmatisierung, an dessen Ende steht, dass Personen ohne Ausbildung und Arbeit häufiger Freiheitsstrafen verbüßen müssen.

Eine anspruchsvolle Studie aus Deutschland kommt ebenfalls zu dem Ergebnis, dass eine Ausbildung allein keine präventive Wirkung entfaltet (Schumann 2003). In dieser Studie wurden Haupt- und Förderschüler über mehr als zehn Jahre hinweg begleitet. Sie kommt zu dem Schluss, dass der Ausbildungsstatus für das delinquente Verhalten keine Rolle spielt. Stattdessen belegen diese Ergebnisse wie auch Ergebnisse anderer Studien, dass folgende Faktoren für die Gewaltentstehung primär entscheidend sind: die Bekanntschaft mit delinquenten Freunden, vorher bestehende Auffälligkeiten und Sanktionserfahrungen (die wiederum die Wahrscheinlichkeit der beruflichen Integration beeinflussen). Auch die am Kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen durchgeführten Befragungen unter Jugendlichen zeigen immer wieder, dass eine elterliche Arbeitslosigkeit oder der Bezug anderer sozialstaatlicher Transferleistungen (Sozialhilfe/Hartz IV) kein Faktor ist, der das Gewaltverhalten von Jugendlichen erklärt; wenn überhaupt, erhöht dieses Merkmal die Bereitschaft, Diebstähle auszuführen (vgl. Rabold/Baier 2007).

Der kleinste gemeinsame Nenner beider Sichtweisen könnte nun lauten: Zumindest ist die berufliche Integration kein Risikofaktor für das Gewaltverhalten; d. h. Jugendliche, die einen Ausbildungsplatz finden und später auch eine Arbeitsstelle, werden wenigstens nicht dazu motiviert, gewalttätig zu werden. Dieser kleinste gemeinsame Nenner ist aber erstens ebenfalls zweifelhaft und zweitens unbefriedigend. Zweifelhaft ist er, weil im Rahmen einer Schülerbefragung gezeigt werden konnte, dass ein Strukturelement der Berufsausbildung durchaus mit erhöhten Gewalttaten in Beziehung steht: das Berufsvorbereitungs- bzw. Grundbildungsjahr (vgl. Baier 2010). Jugendliche, die hier unterrichtet werden, sind auch unter Berücksichtigung ihrer in verschiedener Hinsicht höheren Problembelastung häufiger Gewalttäter als Schüler anderer Berufsschulformen. Dabei hat sich gezeigt, dass fast die Hälfte der in dieser Schulform unterrichteten Schüler im zurückliegenden Jahr mindestens ein Gewaltdelikt ausgeführt hat. In anderen Zweigen der Berufsschule liegen die Quoten nur ein Drittel so hoch. Auch unter Förder- und Hauptschülern ist die Gewalttäterrate deutlich niedriger. Zugleich konsumieren diese Schüler besonders häufig Gewaltmedien, sie haben verstärkt Kontakt zu delinquenten Freunden und sie tragen besonders häufig Waffen mit sich. Aber diese Problembelastungen allein können die höhere Gewaltbereitschaft nicht erklären.

Das Berufsvorbereitungs- bzw. Grundbildungsjahr steht für ein in ähnlicher Weise auch in anderen Bereichen feststellbares Problem: Hier erfolgt erneut eine Zusammenballung von schwierigen Jugendlichen; »erneut« deshalb, weil diese Jugendlichen in ihrer bisherigen Ausbildung (meist in Förder- oder Hauptschulen) vergleichbare Zusammenballungen erlebt haben. Die Folge ist, dass die Jugendlichen sich gegenseitig in ihrem auffälligen, z. T. straffälligen Verhalten bestärken, ein Gegensteuern ist dann kaum mehr möglich. Solche Ansteckungs- und Verstärkungseffekte lassen sich anderen Untersuchungen zufolge auch in Hauptschulen oder bestimmten Freizeitzentren feststellen (vgl. Baier/Pfeiffer 2007; Pfeiffer et al. 2008). Es ist also kein sinnvoller Weg, diese Ausbildungsgruppen zu schaffen. Stattdessen müsste stärker darauf geachtet werden, dass die Jugendlichen mit anderen, erfolgreichen Verhaltensvorbildern in Kontakt kommen.

Der kleinste gemeinsame Nenner, dass die Ausbildung, mit Ausnahme des Berufsvorbereitungs- bzw. Grundschuljahrs, keine gewaltfördernde Wirkung hat, ist zudem unbefriedigend, weil bislang nicht die Chance ergriffen wird, die Akteure und Organisationen aktiv in die Gewaltpräventionsarbeit einzubinden. Mittlerweile gehören die allgemeinbildenden Schulen (nicht die Berufsschulen) zu den wichtigsten Akteuren der Gewaltprävention. Eine deutschlandweite Befragung hat kürzlich gezeigt, dass an zwei Dritteln aller Schulen Gewaltpräventionsmaßnahmen durchgeführt werden (Baier et al. 2010). Recht häufig finden sich bspw. Streitschlichtungsprogramme an den Schulen. Die Berufsschulen, aber auch die Ausbildungsbetriebe folgen derzeit noch allzu oft der Logik, dass es ausreichend ist, den Schülern und Lehrlingen berufsbezogenes Wissen zu vermitteln. An Berufsschulen haben bspw. nur halb so viele Schüler in den zurückliegenden zwölf Monaten an Gewaltpräventionsmaßnahmen teilgenommen wie an allgemeinbildenden Schulen (Baier 2010).

Ausblick

Jugendliche, die eine Ausbildung beginnen, sind heute häufiger als früher als »unfertig« einzustufen. Sie besitzen noch keine gefestigte Identität und müssen an Struktur und Verantwortung gewöhnt werden. Dies wird meist beklagt; dies muss aber nicht zwangsläufig negativ sein, denn dies bedeutet zugleich: Die Auszubildenden sind formbar. Ihre fachlichen Kompetenzen lassen sich ebenso steigern wie ihre sozialen Kompetenzen. Hierfür müssen Lehrer und Ausbildungsleiter aber eine Funktion wahrnehmen, die ein Stück weit an die Elternrolle erinnert. Wir wissen, dass elterliche Erziehung dann besonders entwicklungsförderlich ist, wenn sie autoritativ erfolgt. Eltern, die ihren Kindern emotionale Zuwendung entgegenbringen, die deren Verhalten aber auch kontrollieren und bei Fehlverhalten schnell und adäquat reagieren, beugen dementsprechend besonders häufig Verhaltensproblemen vor, sie steigern aber auch die schulische Leistungsfähigkeit. Ein Ziel der Akteure im Rahmen der Ausbildung sollte es daher sein, in dieser Weise autoritativ aufzutreten. Hiervon scheinen sie noch recht weit entfernt zu sein. Anders lässt sich nicht erklären, warum bspw. die Schüler an Berufsschulen deutlich seltener als die Schüler allgemeinbildender Schulen davon berichten, dass ihre Lehrer bei Gewaltvorfällen im Schulkontext eingreifen (Baier 2010).

An dieser Stelle könnte durchaus noch auf weitere kriminologische Erkenntnisse zum Zusammenhang von Ausbildung bzw. Berufstätigkeit auf der einen und Gewaltverhalten auf der anderen Seite eingegangen werden. So ist bekannt, dass die Qualität der Tätigkeit durchaus einen Einfluss auf die Kriminalitätsbereitschaft hat. Schlecht bezahlte Tätigkeiten, instabile Beschäftigungsverhältnisse usw. können diese Bereitschaft erhöhen. Mit diesen Erkenntnissen ist aber immer eine Gefahr verbunden, nämlich die, dass die Lösung der Probleme auf andere Bereiche verschoben wird (auf die Politik, die Wirtschaft). Es geht aber darum, wenn über die Frage der Gewaltentstehung und -prävention gesprochen wird, auch auf die Eigenverantwortung der im System der Berufsausbildung tätigen Akteure hinzuweisen.

Dies gilt auch für andere problematische Entwicklungen. Aktuelle Studien belegen, dass eine Erklärung, warum die Jugendlichen immer häufiger »unfertig« die Schule verlassen und so ihre Ausbildung antreten, in einem exzessiven Medienkonsum zu suchen ist. Wir wissen, dass ein zeitlich ausgedehnter Konsum die kognitive Leistungsfähigkeit und damit letztlich die Schulleistungen senkt; wir wissen auch, dass ein inhaltlich problematischer Konsum (Gewaltmedien) mit einer erhöhten Gewaltbereitschaft einhergeht (vgl. Mößle et al. 2007). Ein Bereich des Medienkonsums bereitet dabei Sorgen: die Computerspielabhängigkeit (Rehbein et al. 2009). Vor allem männliche Jugendliche sind z. T. derart stark mit dem Spielen beschäftigt, dass alle anderen Tätigkeiten (u. a. die Ausbildung) an Relevanz verlieren. Die langfristigen Folgen eines solchen Spielverhaltens sind bislang nur zu erahnen. Nicht bestandene Prüfungen und nicht erreichte Abschlüsse sind kurzfristig zu erwarten; langfristig mögen die Folgen viel gravierender sein, Bezüge zum kriminellen Verhalten sind dabei durchaus denkbar. Auch in Bezug auf dieses Problem, mit dem der ein oder andere Lehrer/Ausbilder sicherlich bereits konfrontiert wurde, gilt, dass interne Problemlösungsstrategien möglich sind. Zwar bedürfen Präventionsstrategien in diesem wie in allen anderen Bereichen eines konzentrierten Vorgehens. Berufsschulen wie Ausbildungsbetriebe können dazu aber sicher ebenfalls einen Beitrag leisten (Stichwort: alternative Freizeitangebote schaffen). Das Plädoyer an dieser Stelle ist daher, den ganzen Jugendlichen, der den Übertritt ins Berufsleben wagt, in den Blick nehmen, nicht nur seine berufsbezogene Seite, seine berufliche Kompetenz bzw. seine berufliche Identität.

Literatur

- Baier, D. (2010): Delinquentes Verhalten von Berufsschüler/innen innerhalb und außerhalb der Schule. Ergebnisse einer Befragung. *Die berufsbildende Schule* 62, 176–182
- Baier, D. (2011): Bedingungsfaktoren der Jugenddelinquenz. In: Stompe, T., Schanda, H. (Hrsg.), *Delinquente Jugendliche und forensische Psychiatrie. Epidemiologie, Bedingungsfaktoren, Therapie*
- Baier, D. (2011 a): Jugendgewalt in Deutschland. Eine Bestandsaufnahme. In: Deegener, G., Körner, W. (Hrsg.), *Aggression und Gewalt im Kindes- und Jugendalter*. Weinheim: Beltz
- Baier, D., Pfeiffer, C. (2007). Hauptschulen und Gewalt. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 28, 17–26
- Baier, D., Pfeiffer, C., Simonson, J., Rabold, S. (2009): Jugendliche in Deutschland als Opfer und Täter von Gewalt. Erster Forschungsbericht zum gemeinsamen Forschungsprojekt des Bundesministeriums des Innern und des KFN. KFN: Forschungsbericht Nr. 107

- Baier, D., Pfeiffer, C., Rabold, S., Simonson, J., Kappes, C. (2010): Kinder und Jugendliche in Deutschland. Gewalterfahrungen, Integration, Medienkonsum. Zweiter Forschungsbericht zum gemeinsamen Forschungsprojekt des Bundesministeriums des Innern und des KFN. KFN: Forschungsbericht Nr. 109
- Enzmann, D., Greve, W. (2001): Strafhafte Jugendliche: Soziale und individuelle Bedingungen von Delinquenz und Sanktionierung. In: Bereswill, M., Greve, W. (Hrsg.), Forschungsthema Strafvollzug. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft, 109–145
- Heinz, W. (2006): Kriminelle Jugendliche – gefährlich oder gefährdet? Konstanz: UVK.
- Mößle, T., Kleimann, M., Rehbein, F. (2007): Bildschirmmedien im Alltag von Kindern und Jugendlichen. Baden-Baden: Nomos
- Rabold, S., Baier, D. (2007). Delinquentes Verhalten von Jugendlichen – Zur differentiellen Bedeutsamkeit verschiedener Bedingungsfaktoren. Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst Kriminalsoziologie und Rechtssoziologie, 2, 9–42
- Pfeiffer, C., Rabold, S., Baier, D. (2008): Sind Freizeitzentren eigenständige Verstärkungsfaktoren von Gewalt? Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe, 19, 258–268
- Rehbein, F., Kleimann, M., Mößle, T. (2009): Computerspielabhängigkeit im Kindes- und Jugendalter: Empirische Befunde zu Ursachen, Diagnostik und Komorbiditäten unter besonderer Berücksichtigung spielimmanenter Abhängigkeitsmerkmale. KFN: Forschungsbericht 108
- Reinders, H. (2003): Jugendtypen. Ansätze zu einer differentiellen Theorie der Adoleszenz. Opladen: Leske und Budrich
- Schumann, K.F. (2003): Arbeitsbiografie und Delinquenz – Bilanz der Ergebnisse. In: Schumann, K.F. (Hrsg.), Berufsausbildung, Arbeit und Delinquenz. Bremer Längsschnittstudie zum Übergang von der Schule in den Beruf bei ehemaligen Hauptschülern. Weinheim: Juventa, S. 241–254